

Der Dichter

Autor(en): **Schibli, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **7 (1920)**

Heft 8

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-81621>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER DICHTER

Ich kenne einen Dichter, der bereits ins reife Mannesalter hineinwächst und dessen Werk durch das bücherlesende Publikum scheinbar zum Tode verurteilt ist. Nur scheinbar, denn seine Zeit wird kommen. Echtes kann ja nicht sterben. Es muß leben, das ist Gottes Wille. Und wahrlich, es handelt sich hier nicht um einen Dilettanten, dessen Schöpfungen ihr Leben nur einer armen, dünnkelhaften Vorstellung und Anstrengung, Kunstwerke hervorzubringen, verdanken. O, ganz im Gegenteil. Ja, vielleicht ist dieser Dichter nur zu sehr ein Dichter. Ich meine, was seine Art betrifft, sich um die breite Lesermasse einen Pfifferling zu kümmern. Denn man muß doch leben können! Selbst ein Dichter muß leben können. Und wehe ihm, wenn er sich nicht zu helfen weiß! Man wird ihn verhungern lassen! Weshalb sollte man einen Dichter nicht verhungern lassen? Man kann ihn ja zu nichts gebrauchen. Er ist nicht nützlich. Ich glaube freilich, daß dieser arme Teufel von Dichter ein Lieblingsjünger des Gottes der wahrhaftig träumenden Träumer (o es gibt auch fingierte!) und der verkannten Meister ist. Er wird einmal, im Dichtershimmel, wenn er den Erdenstaub abgeschüttelt hat und durch das goldene Tor in den schönen Paradiesgarten eintritt, lächelnd willkommen geheißen werden.

Komm nun, mein guter und getreuer frommer Knecht. Gib mir deine Hand. Wir wollen ein Kleines miteinander plaudern. Also wird Gott zu ihm sprechen, und indessen wird auch schon sein Erdenruh zu blühen anfangen. Man wird seine Bücher, die von reinster Menschengüte und Herzensweisheit erfüllt sind, entdecken und lobpreisen.

Ich will aber etwas erzählen. Ich fuhr nach B., um diesem unbekannten Menschenbruder einmal aufzulauern. Ich war hergekommen, um ihm zu danken. Ich wollte ihm nur ein paar einfache, herzliche Worte sagen und dann wieder gehn.

Aber wir kamen gleich in ein ernstes und schönes Plaudern hinein und spazierten an den See hinaus, und das war an einem lauen Vorfrühlingsabend. Durch flockige Wolken schimmerte das Mondlicht. Ich sagte so nebenbei: Eigentlich wäre die Nacht zu einer Fußwanderung gemacht. Der Dichter anbot sich, mich ein Stück weit ins Land hinaus zu begleiten, wenn ich marschieren wolle, und da bat ich ihn, er möge doch lieber gleich mitkommen und bei mir über Nacht sein. Gut, sagte er. Wir machten uns sogleich auf den Weg. Ja, das war eine schöne Wanderung. Wir fuhren mit der Straßenbahn ans Ende der Stadt, und dann tat sich bald die freie Welt auf und wir wanderten auf einer breiten und hellen Landstraße. Linkerhand ging der schöne lange Berg mit, mit mondweißen Felsen und in weiches Licht eingehüllter Wald. Und rechter Hand dämmerte das Wiesental. Die Straße schien sich in einer dunkeln, weiten, fast unerreichbaren Ferne zu verlieren. Aber die Nacht war lau und hell, und wir hatten keine Eile. Plaudernd schritten wir dahin, der Dichter sprach geschweigt, aber auf eine feine und stille Art, ohne doch irgendwie frauenhaft zu sein. Wir kamen endlich in ein Dorf, tranken in einer Bauernwirtschaft ein Glas Bier, wanderten weiter, und gegen Mitternacht waren wir daheim. Da seid ihr ja, sagte meine Frau. Ich habe euch erwartet.

Der Dichter blieb ein paar Tage unser Gast. Soll ich etwas über sein Aussehen mitteilen? Nun, er sieht nicht so aus, wie man ihn sich denkt. In keiner Weise. Aus allen seinen Büchern spricht etwas Leichtes, Zierliches, Frohbewegtes, manchmal fast Geschwätziges. Der Dichter aber ist eher schwerfällig, schweigsam, derb von Gestalt, etwa wie ein Handwerker. Er macht den Eindruck eines kerngesunden Menschen. Seine Bücher sind seltsam, eigenwillig und originell, der Dichter ist unauffällig, bieder, alltäglich. Aber seine

Augen leuchten aus einer andern Welt. Sein Anzug war fadenscheinig. Auf seinen Knien waren zwei große, mit rührender Hilflosigkeit von seinen eigenen Männerhänden aufgenähte Flecken sichtbar. Der ganze, an Geist und Wissen reiche, vierzigjährige Mann war die Verkörperung tapfer, ja stolz ertragener Armut. Immerhin, das Herz tat einem weh dabei. Es wäre hier der Ort, einiges darüber zu sagen. Aber was würde das helfen?! Dieser Dichter, der zehn Bücher geschrieben hat, worunter eines oder zwei von besonderer Schönheit, dieser Dichter leidet buchstäblich Hunger, trägt die Garderobe eines Vaganten, arbeitet zeitweise wie ein Besessener, leidet die Not bitterster Einsamkeit und die Pein bürgerlicher Verachtung, alles, um ein Dichter sein zu dürfen. Nun zum Teufel, so soll er sich eben eine einträglichere Beschäftigung suchen! Jawohl. Und er könnte das vielleicht. Aber er wird lieber hungern

und in sehr fadenscheinigen Kleidern herumlaufen und sich vor den Blicken der Welt demütigen, denn er ist ja nun einmal ein Dichter. In Gottes Namen. Ist es nicht traurig, daß wir von unserer Arbeit nicht leben können . . . Sie wissen, man lohnt uns mit Trinkgeldern ab. Man bezahlt für ein Gedicht fünf Franken und für eine kleine Dichtung, an der ich eine Woche lang oder zwei mit schmerzdem Hirn gearbeitet habe, erhalte ich zwanzig Franken. Wie soll ich da leben können? Dennoch werde ich meinem Berufe treu bleiben. Er macht mich ja trotzdem glücklich. Ich weiß zwar, man hält mich in der Gesellschaft für einen Verrückten (einer unserer bekannten Kritiker hat das deutlich ausgesprochen) oder für einen Lumpen. Immerhin. Ich werde meinem Berufe treu bleiben. Er macht mich ja trotzdem glücklich. Ja. Wirklich. Das Glück ist größer als das Leiden. Emil Schibli.

DAS LETZTE SELBSTBILDNIS

Es gibt aus dem Todesjahr Rembrandts, aus dem Jahr 1669 ein Selbstbildnis, vielleicht das letzte Werk seiner Hand. Ein Brustbild, der Kopf in Dreiviertelwendung dem Beschauer zugewandt. Das Antlitz eines Greises, aber nicht so von Alter zerfressen, wie auf manchem früheren Bild. Weiße, seidige Locken hängen auf die Schultern herab. Die Wangen scheinen voll, schwammig, aufgedunsen, fast ohne Furchen. Alles ist ruhig: die farbige Erscheinung, der Lichteinfall, der ruhige, gefaßte Gesichtsausdruck. Man meint die Stimme des Mannes zu hören:

„Ich bin alle Wege gegangen und habe von allem Leben erfahren. Alle Bitterkeit und alle Lust habe ich bis auf den Grund gekostet. Dich, Bruder Mensch, habe ich geliebt, und euch, ihr Frauen. Dich, köstliche, gesegnete Erde, und auch dich, riesig gewölbter Himmel. Aber immer habe ich nach meinem Werk getrachtet. Die Welt ist weit und unser Tag währt kleine Zeit. Hand und Auge zerfällt in Staub, aber im Ewigen gebettet ruhet das Werk.“

Kurt Pfister.